
Von neuen Büchern

Harry Loewen, *Between Worlds. Reflections of a Soviet-born Canadian Mennonite*, Pandora Press, Kitchener, Ont., 2006, 358 S., mit zahlr. Abb. und Bibliographie, kart.

Harry Loewen war der erste Inhaber des Lehrstuhls für Mennonite Studies an der Universität in Winnipeg (1978–1995). Inzwischen lebt er im Ruhestand in British Columbia und hat nicht aufgehört, sich weiterhin intensiv mit mennonitischer Geschichte zu beschäftigen. So sind in den vergangenen Jahren drei Bücher entstanden, die zu lesenswerten Dokumenten mennonitischer Erinnerungskultur geworden sind: zwei Bände, in denen in kleinen, jeweils in sich abgeschlossenen Geschichten von bedeutsamen und nachdenkenswertes Episoden aus der langen Verfolgungs- und Leidensgeschichte der Mennoniten erzählt wird: *No Permanent City* (1993, deutsch 1995) und *Cities of Refuge* (2010).

Zwischen beiden Erzählbänden hat Harry Loewen seine Memoiren veröffentlicht, ein Leben, das ihn vom Schwarzen Meer an den Pazifik geführt hat, von den Anfängen in den Mennonitensiedlungen der Ukraine vor dem Zweiten Weltkrieg, über die Kriegsjahre in Rußland und im Warthegau, die Flucht nach Deutschland zur Übersiedlung nach Kanada in den Nachkriegsjahren, schließlich zur akademischen Ausbildung und langjährigen Tätigkeit in Mennonitengemeinden und an Universitäten: *Between Worlds* (2006).

Harry Loewen ist in den Mennoniten-Brüdergemeinden aufgewachsen und hat seiner Kirche die Treue gehalten. Allerdings ist er mit seiner akademischen Tätigkeit in Winnipeg und den zahlreichen Veröffentlichungen zur Geschichte der Täufer, vor allem aber der Mennoniten zu einem Schriftsteller aller Mennoniten geworden. Seine schweren, leidvollen Erlebnisse in Rußland haben dazu beigetragen, daß er seinen Blick über die gelegentlich religiös-erweckliche und kulturelle Enge der mennonitischen Brüdergemeinden hinaus geweitet hat und mit Wohlwollen und Aufgeschlossenheit denjenigen begegnet ist, die einer anderen Frömmigkeitstradition verpflichtet sind oder sich von bildender Kunst, Literatur und Wissenschaft anregen lassen. So hat er selbst neben Theologie auch Geschichte, vor allem aber deutsche Literatur studiert und sich dafür eingesetzt, der heranwachsenden Generation der Gemeindeglieder die Chance zu bieten, Bibelstudium, Theologie und wissenschaftliches Grundstudium (Liberal Arts) miteinander zu verbinden, um

sich in einer sich wandelnden Welt neu zu orientieren. Dabei war er einem Ideal verpflichtet, daß die Suche nach Wahrheit nicht nur auf die Theologie beschränkt, sondern auf Literatur und Wissenschaft ausweitet. Er scheute sich nicht Namen wie Goethe, Heine oder Nietzsche zu nennen. Früh war er zu einem unabhängigen Geist geworden: »A Christian academic, I believed, can and must pursue the truth wherever it might lead and no one, not even theologians or clergymen, must be allowed to curb or direct that search for truth« (S. 208). So hat er bereits als Lehrer am Mennonite Brethren Bible College in Winnipeg während der sechziger Jahre die Freuden und Sorgen eines »Liberalen« erfahren und sich trotz mancher Anfechtungen und Kritik nicht davon abhalten lassen, seinen Weg konsequent weiter zu gehen, ohne den Gemeinden den Rücken zu kehren. Im Gegenteil, er hat sich weitergebildet, eine germanistische Dissertation über Goethes Antwort auf den Protestantismus (*Goethe's Response to Protestantism*, 1972) geschrieben und sich als ausgezeichnete Vertreter seiner Kirche für den neu eingerichteten kulturgeschichtlichen Lehrstuhl empfohlen. Er erhielt die Gelegenheit, die versunkene Kultur des Mennonitentums in kreativen Gesprächen mit Theologen und Literaten, Soziologen und vielfältig interessierten Studenten und Studentinnen wieder entstehen zu lassen, soweit das einem Historiker möglich ist, und das täuferisch-mennonitische Erbe im Medium der Erinnerungskultur neu zur Sprache zu bringen. »Zwischen den Welten« meint nicht nur ein langes Leben zwischen Alter und Neuer Welt, dem Schwarzen Meer und dem Pazifik, sondern auch zwischen Theologie und Wissenschaft, zwischen frommer Andacht und Begeisterung für Literatur.

Wie von einem Historiker und Literaturwissenschaftler nicht anders zu erwarten, hat Harry Loewen sich eigene Gedanken über die Anlage einer Autobiographie gemacht. Er ist sich der Gefahr bewußt, daß Lebenserinnerungen eigentlich kein objektives Bild von der eignen Person zeichnen und gelegentlich ein anderes Verhältnis zur Wahrheit unterhalten, als Historiker zu akzeptieren bereit sind. Vieles ist nachträglich inszeniert und stilisiert. Nicht alles wird erinnert, und manches wird verharmlost oder von einem helleren Licht beleuchtet, als eigentlich geboten wäre. Um die Leser jedoch nicht zu irritieren, hat der Autor sich bemüht, besonders vorsichtig und ausgewogen zu argumentieren, und um die Leser nicht zu gängeln, hat er sich entschieden, nicht eine große, in sich geschlossene Erzählung seines Lebens aus einem Guß zu bieten, sondern kleinere Geschichten (stories) aus seinem Leben zu erzählen, jeweils in sich geschlossen, zwar biographisch aneinander gereiht, aber doch mit soviel Zwischenraum und Abstand von einer Geschichte zur anderen, daß die Leser in die Lage versetzt werden, sich ein

eigenes Bild von demjenigen zu machen, der sein Leben gerade erzählt. So sind es zunächst kleine Geschichten, aus denen diese Autobiographie zusammen gestellt wurde (S. 27–152 und S. 179–267) – eine kluge Einsicht in den fragmentarischen Charakter unseres Lebens.

Auf diese Geschichten aus dem Leben folgen kleine, ebenso in sich geschlossene Reflexionen, Gedanken, die einzelne Lebensstationen, Grundentscheidungen und Probleme, die den Autor stark beschäftigt haben, auf locker geschriebene, aber nachdenkliche Weise zu erläutern vermögen. So brauchte der biographische Fluß im ersten Teil nicht immer wieder unterbrochen oder umgeleitet zu werden. Hier erfahren wir von Loewens Haltung zum täuferisch-mennonitischen Pazifismus, von den Versuchen der sowjetischen Behörden, den Glauben der Mennoniten in den dreißiger Jahren zu zerstören, oder vom Problem des historischen Erzählens, dem eigentlichen Metier des Autors. In diesem Teil hat Harry Loewen Beiträge zusammengestellt, die er im Laufe der Zeit in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hatte und es Wert sind, im Zusammenhang mit dem erzählten Leben noch einmal gelesen zu werden (*Reflective Essays on Various Subjects*, S. 271–319). So erhellt das Leben die Gedanken, und so begleiten die Gedanken das Leben.

Eingestreut in den Text sind Photographien (und eine Landkarte von den Mennonitenkolonien in der Ukraine und Rußland), die das visuelle Bedürfnis des Lesers zu befriedigen verstehen, sehr persönliche Bilder aus der Ukraine, beispielsweise vom Anwesen der Großeltern mütterlicherseits in Kudaschewka (Hindenburg, Bezirk Dnjepropetrowsk), allerdings in einem späteren, recht verwahrlosten Zustand, oder der Schule in Friedensfeld, Bilder aus der Nachkriegszeit in Deutschland, von Studienbesuchen an der Universität in Mannheim, Familienphotographien aus Kanada, Coaldale (Alberta), Waterloo (Ontario), Winnipeg (Manitoba) und Kelowna (B. C.), Aufnahmen von der Vernichtung des Hauses, das die Familie Loewen für den Ruhestand in Kelowna (B.C.) gebaut hatte, durch eine weiträumige Feuersbrunst im August 2003, und schließlich Bilder vom Wiederaufbau, Harry Loewen in seiner neuen Bibliothek und seine Frau im wiederhergestellten Steingarten (S. 153–178). Es ist erstaunlich, wie gelassen beide diesen Schicksalsschlag hingenommen haben, als ob die schrecklichen Erfahrungen am Schwarzen Meer ihnen geholfen hätten, stets mit einem guten Ende zu rechnen.

Die Leiden, die Mennoniten unter sowjetischer Herrschaft ertragen mußten, waren maßlos. Doch keine allgemeine Schilderung in Geschichtsbüchern kann die Eindrücke ersetzen, die autobiographische Aufzeichnungen uns vermitteln: Berichte von mörderischen Banditen, die in die Dörfer der Mennoniten auf unheilvolle Weise eingefallen waren, von geheimdienstlichen Über-

griffen auf Häuser und Familien, von Verhaftungen, Deportationen in Arbeitslager, von Folterungen und Erschießungen vieler Familienväter, vom tapferen Kampf zahlreicher Frauen und Mütter auf der Flucht vor den sowjetischen Truppen, von täglichen Entbehrungen und Erniedrigungen. All das wird erzählt, und all das fand sein Symbol in der Gestalt Josef Stalins. Nachdenklich stimmt der Traum, von dem erzählt wird. Stalin hat geweint, als Harry Loewen ihm sagte, er habe 1937 seinen Vater umgebracht; Loewen hat ihm nicht vergeben, er hat ihn nur still umarmt: »my dream was an indication of the healing process in me, a healing that may continue for a long time. Perhaps in this sense such healing is a form of forgiveness« (S. 43). Das war tatsächlich ein langer Prozeß, denn Harry Loewen berichtet von einem Traum aus späterer Zeit, dem Jahre 2003. Immer wieder kreisen seine Gedanken um die schrecklichen Erlebnisse in Rußland und die Möglichkeiten, damit umzugehen. Geradezu erbost reagiert er auf die Einstellung zahlreicher Mennoniten, die den Holocaust an den Juden gegen die Greuel aufrechnen, die an ihnen, ihren Familien, Verwandten und Glaubensgeschwistern in der Sowjetunion verübt worden waren – von den Bolschewisten, unter denen sich zahlreiche Juden in den Führungskreisen befanden. Der Holocaust an den Juden hat seiner Meinung nach eine ganz andere Dimension; im übrigen stehe es den Mennoniten, unter denen damals wie heute gelegentlich noch eine antisemitische Grundhaltung zu beobachten ist, nicht zu, so verständlich das zunächst auch erscheinen mag, auf diese Weise mit der Vergangenheit umzugehen. »Many Mennonites today still see Germany and the Nazis as less evil than the Soviet Communism from which many Mennonites were freed during the Second World War« (S. 301). Bereits als Kind konnte Harry Loewen sehen, wie unmenschlich die deutschen Besatzungstruppen, die von den Mennoniten erwartungsvoll begrüßt wurden, mit Juden umgegangen waren; und sein Leben lang hat er nicht vergessen, daß seine Mutter und Großmutter das mißbilligt hatten (S. 57–62).

Die Autobiographie Harry Loewens ist ein eindrucksvolles Dokument, das von einem lebenslangen Prozeß berichtet, der aus dem lebensbedrohenden Chaos der Kindheit, wo auch die Erinnerung an das friedentiftende Erbe der Täufer und Mennoniten fast ausgelöscht war, zur Heilung der Erinnerungen führt, so daß der Autor sich im Epilog die Worte des Wächters Lynkeus aus Goethes *Faust* zu eigen machen konnte: »Ihr glücklichen Augen,/ Was je ihr gesehen,/ Es sei, wie es wolle/, es war doch so schön« (S. 321). Nicht zuletzt gehört zu dem Schönen, das Harry Loewen sah und immer noch sieht, alles, was sich ihm in der mühevollen, aber beglückenden Arbeit an der Erinnerungskultur der Mennoniten gezeigt hat, das täuferisch-mennonitische Erbe,

von dem er in der Sowjetunion noch nichts gehört hatte, sondern erst in der Flüchtlingsgemeinde Gronau in Westfalen etwas erfuhr. Hier, besonders aber in Kanada, begann sich ihm eine neue Welt zu öffnen.

Hans-Jürgen Goertz

Katja Beisser-Apetz, Antje Brons. Das weiße Blatt. Ein außergewöhnliches Frauenleben im 19. Jahrhundert, Schardt Verlag, Oldenburg 2011, 144 S., Abb., geb.

Ein Verzeichnis ihrer Schriften liegt bislang nicht vor und auch jene umfangreichen 24 Briefe, die Antje Brons (1810–1902) zwischen 1886 und 1890 an ihren Sohn Claas W. Brons schrieb, existieren lediglich in einer Abschrift von W. Heinrich Brons aus dem Jahre 1950, die sich im Privatbesitz befindet. Zusammen mit dem Lebensbild, das Bernhard Brons von seiner Mutter entwarf, bilden diese schwer zugänglichen Briefe die wesentliche Grundlage für jene anschaulich und sympathisch geschriebene Biographie, die Katja Beisser-Apetz über Antje Brons verfaßt hat.

Anders als gemeinhin üblich, beginnt dieses Lebensbild nicht mit der Geburt, sondern mit dem Tod. Katja Beisser-Apetz führt den Leser zunächst an Antje Brons' Grab und das ihres Mannes Isaac, bevor sie im Anschluß an diese kurze Stippvisite auf die fast achtzigjährige Antje zu sprechen kommt, die seit nahezu vier Jahren damit beschäftigt ist, ihre Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Ganz kontinuierlich scheint dieses Unterfangen nicht vonstatten gegangen zu sein. Eine Seite wurde ausgespart, ein weißes Blatt, gänzlich leer. Es ist so auffällig und gleichzeitig geheimnisvoll, daß Katja Beisser-Apetz ihm einen Platz im Titel ihrer Biographie einräumte. Dieses ausgesparte Blatt, das ist die Stelle, an der Antje Brons aus irgendwelchen Gründen nicht weiter schreiben wollte oder konnte. Was sie dazu veranlaßte, wird sich wohl nie klären lassen, aber Katja Beisser-Apetz versucht dennoch zu verstehen, warum diese Lücke ihre Berechtigung hat. Sie stellt sich vor, daß Antje Brons, überwältigt von den Eindrücken der Vergangenheit, über den Tag der Goldenen Hochzeit nichts zu schreiben vermochte. Vielleicht, so wird gemutmaßt, setzte Antje Brons auf ihre Kinder, die das Fehlende später nachtragen würden. Dies ist nicht geschehen. »Das weiße Blatt Papier – es ist bis heute leer« (S. 141; Abb. S. 8). Mit diesem Satz und einem abschließenden Besuch bei Antjes Grab endet diese ungleiche und doch so fruchtbare Begegnung zweier Frauen. Antje Brons hat Katja Beisser-Apetz ihre Stimme geliehen und sie ihr Leben noch einmal erzählen lassen. An vielen Stellen des Buches ist zu spüren, daß es dabei nicht um die nüchterne Chronologie von Ereignissen